

Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von Heinrich Lee,

(4. Fortsetzung.)

„Sie haben noch eine Mutter?“ fragte sie plötzlich.

Es war das erste Mal, daß sie sich nach seinen Privatverhältnissen erkundigte. Sie hatte ihren Vater einmal davon sprechen hören, und es war ihr, als müßte sie ihm mit dieser Frage eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Hoffeld bejahte. Er erzählte von der guten alten Frau, die ihm seinen Haushalt führte, wie sie sein Liebling auf der Welt sei, und wie er dem Himmel danke, daß er sie ihm bis heute erhalten.

„Wie hübsch das ist,“ sagte Renate, warm davon berührt, „daß Sie so von Ihrer Mutter sprechen. Wie glücklich Sie sind, daß Sie noch eine Mutter haben.“

Erst in vorgerückter Stunde verabschiedete sich Hoffeld.

„Wenn wir ihn bloß immer um uns haben könnten,“ meinte Tante Vinchen schwärmerisch, nachdem er gegangen war.

„Verzieh nicht,“ erwiderte Renate, „Frauen sind und daß wir uns keinem Gerede aussetzen dürfen.“

Der Regen hatte aufgehört, von dem trüben Nachthimmel leuchtete kein Stern, und nur die fernen Lichter der Stadt zeigten dem einsamen Wanderer den Weg.

Stundenlang hatte er wieder die Mäste vor dem Gesicht behalten müssen. Jetzt atmete er auf.

Nach ähnte er die Berührung ihrer Hand, und ein Feuer raßte durch seine Adern, das Feuer einer unfinnigen Leidenschaft. Und das war er, dieser Hoffeld, dieser kalte, ordentliche exemplarische Geschäftsmann!

Keine Wonne, sondern eine Folter war für ihn diese Leidenschaft, und das wußte nun seit Jahren. Damals, als er in das Rosenau'sche Geschäft trat, war Renate ein schätzbares Mädchen, er hatte das Kind kaum beachtet, Jahre vergingen, und er hielt es, nur von seinem Ehrgeiz erfüllt, nicht seines Wertes werth. Da kam ein Festtag in das Rosenau'sche Haus — der Tag, an dem Renate eingeweiht wurde. Ein weißes langes Seidenkleid umschloß ihre herangemachene knospende Gestalt, an der ein Schleier herabfiel, und auf ihren braunen Flechten ruhte ein Apfelsüßholzranz. War dies das Kind, über das er nur immer hinweggesehen hatte? Wie eine Braut sah sie aus. Von diesem Tage an ging in seinem ganzen Wesen eine Veränderung vor. Aber Renate war nicht die Einzige im Hause, der sich plötzlich seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es gab in diesem Hause noch einen jungen Burschen, ein aufgewecktes Arbeiterkind, ein Geschöpf, das gleichfalls bisher nicht für ihn auf der Welt gewesen war. Er sah sie zusammen, diese beiden. Von den Andern wurden sie noch für Kinder gehalten. Aber mit seinen eigenen geschärften Augen sah er mehr. Inzwischen war Renate fechteln geworden, ihr Wuchs und ihre Schönheit hatten sich vorzeitig über ihre Jahre hinaus entwickelt, und zu der Leidenschaft, die ihr Anblick ihm jetzt einflößte — eine Leidenschaft, die noch dadurch wuchs, daß er sie beständig zu verbergen hatte — gesellte sich noch eine zweite Leidenschaft, die Eifersucht. Wie er Renate liebte — wenn „Liebe“ das richtige Wort für das wilde Verlangen in seiner bisher so unerfüllten gebliebenen Seele war — so hing er an, jetzt diesen Burschen zu haben, und wie er seine Liebe in seinem Inneren verbergen mußte, so auch seinen Haß. Das eine war genau so eine Thorheit, so eine ewig unfruchtbare Thorheit wie das andere — er wußte es. Hatte er diesen Burschen, ohne sich dabei zu verraten, vernichten können — er hätte es getan. Aber der Alte liebte ihn wie seinen Sohn. Ja, sah er nicht sogar den Haden, die sich zwischen den Beiden spinnen, mit Wohlwollen, mit Zustimmung zu? Und der Tag würde kommen, wo sie das Weib dieses Burschen werden würde — der Tag, wo er sie auf immer verlor.

„Du bist krank!“ sagte furchsam zu Hause seine Mutter. Denn zu Hause brauchte er sich nicht zu verstellen, seine Gemüthsstimmung nicht zu verbergen, wenn er die alte Frau auch nichts von der Ursache seines Seelenzustandes wissen ließ. Ja, er war krank, aber nicht, wie es die alte Frau in ihrer Einfall meinte, und er herrschte sie an, sie solle sich nicht um ihn kümmern.

Der Bursche kam aus dem Hause, aber er kehrte wieder zurück — in den Ferien. Er lebte noch ein zweites, ein drittesmal zurück, dann nicht mehr.

„Hör Dir etwas Gutes zu!“ fragte eines Tages die Mutter, als er, seine dämonische Freude hier in seinen eigenen Wänden nicht mehr zurückhaltend, heimkam, und ein Glanz von seiner Freude fiel auch auf das schone, von Angst und Liebe erfüllte weiblichste Gesicht der alten Frau.

Er erwiderte ihr, daß er nicht gefragt zu werden wünschte, aber es war ihm etwas Gutes zugefallen. Der „Alte“ hatte ihm den Kummer geklärt, den er mit dem Burschen hatte, daß er verschollen war, daß Renate wohl Recht hatte, wenn sie nichts mehr von ihm wissen wollte, und daß alle

Verfuche, seinen Aufenthalt herauszubekommen, gescheitert wären. Und zu dieser Klage des Alten hatte er ein mitfühlendes, betrübtes Gesicht aufzuweisen müssen. Erst hier zu Hause durfte er triumphieren.

„Nun bist Du wieder gesund,“ sagte die alte Frau beglückt und streichelte ihm, wenn auch zaghaft genug, mit den faltigen zitternden Händen die Wangen.

Nein, gesund war er noch nicht. War auch der Bursche unschuldig geworden — was nicht es ihm? Sah er nicht die Veränderung, die mit „ihm“ vorangegangen war? Sah er nicht, wie sie litt — um diesen Burschen, die schon sein Eigen war, wieder aus der Hand geworfen hatte? Genua schon aber, daß sie sich von ihm losgelöst hatte. Sie war jung, die Wunde in ihr würde verheilen — und dann!

Was dann? Fühlte er nicht, wenn er ihr begegnete, was zudem noch selten genug geschah, mit welcher Kälte sie ihn behandelte? Er durfte sich nicht täuschen — es war mehr als Kälte, es war Abneigung von ihm. Als wäre sie vor ihm gewarnt. Hatte er sich, während er seinen Blick, der sie verschlingend wollte, zur Gleichgültigkeit manng, in einem von ihm selber unbeachteten Moment ihr verrathen? Seine Träume waren Thorheit, Tollheit wie zuvor. Um seinen Schritt waren sie näher in die Wirklichkeit gerückt.

Und dennoch! Ein Hinderniß, von allen das größte, nämlich dieser Bursche, war beseitigt. Wenn früher immerhin die Möglichkeit bestand, daß dieser Bursche noch einmal wiederkehrte, jetzt, seit diesen letzten drei Tagen, war sie für alle Zeiten aus dem Wege geräumt. Wie das geschah — Niemand auf der Welt würde es erfahren. Nur zwei Menschen war es bekannt — und dieser zweite war er, Hoffeld selbst. ... Warum also auch jetzt noch verzweifeln? Wie ihm nicht noch die Zukunft? Hatte er nicht noch sich selbst? Sie, seine Fähigkeit, seine Energie — und seine Klugheit? Was hatte er mit diesen Eigenschaften schon erreicht? Was hätte er damit nicht schon erreichen können? Wenn er wollte, so konnte er heute der Direktor einer bekannten großen Aktiengesellschaft mit einem fast doppelt so hohen Gehalt als er ihn hier besaß, sein — er, der ehemalige arme Lehrling, der Sohn einer armen Wittwe. Aber er hatte das Angebot abgelehnt, nur, um in „ihrer“ Nähe bleiben zu können. Warum sollte es ihm mit diesen Eigenschaften nicht auch gelingen, sich ein stolzes Mädchenherz zu erobern — jetzt, wo ihm der Weg dazu frei stand? Nur Gebuld, Geduld mußte er haben — diese Tugend, auf die er sich sein Leben lang verlassen. Renate ging in seine Gesellschaften mehr, alle Anträge wies sie ab — tam das seinem Plan, statt ihn in demselben zu unterstützen, nicht vielmehr zu gute? Er fühlte sich gestärkt, eine neue frische Thatkraft erfüllte ihn. Warten wartete — er wie der Vogelsteller wartete. ...

Hoffeld blieb stehen. Er sah vor sich hin nach den Lichtern der Stadt. Vorhin waren es kleine Flämmchen gewesen; weit aus der Ferne, fast unerreicherbar hatten sie zu ihm hinübergeschienen — jetzt noch wenige Schritte und er war am Ziel. Am Ziel! Und er verließ damit den heutigen in „ihrer“ Gesellschaft verlebten Abend. Sie selbst war es, die ihn dazu eingeladen, freundliche und vertraute Worte hatte sie mit ihm gewechselt und dies viele Stunden lang. Zum Abschied hatte sie ihm die Hand gegeben — mit einem feinen Druck, und dieser Druck sagte, daß sie ihm etwas abzuwinken hatte. Was ihm noch vor einer Woche ein unnahbares Paradies gebührt, vor dem sie selbst als Cherub stand — jetzt ließ sie das Schindler sinten, und er zog darin ein. Und dieser heutige Abend wird sich wiederholen. Er war nun der einzige Mann, der bei ihr Zutritt hatte — außerdem hatte er an der Tante eine Verbündete. „Gebuld“ hieß nur noch die Parole. Wie er jetzt durch die schwarze Nacht schlich, von Niemandem auf seinem Wege erkannt, so mußte er weiter schreiten, schleichen. Dann war er am Ziel! Sie — sein Weib!

Ein Wonneseher beulte durch sein Gebirn wie der Nachtwind, der jetzt die stillen Baumkronen durchschüttelte, unter denen er dahinging.

Doch wie? Etwas hatte er in seiner Rechnung vergessen. Und er dachte wieder an den Schrei, der ihn erschütterte war, an diesen Schrei, mit dem sie ohnmächtig in seinen Armen zusammengebrochen war — in seinen Armen, die sie umfaßt gehalten, während sein Blut durch seine Adern peitschte — und wieder fühlte er die Wonneseher an seiner Brust. Schon zog es ihn in wilder Trunkenheit zu den blaugewordenen Lippen nieder, aber im letzten Moment entriß er sich noch den Krallen seines Dämons. Als wäre verloren gewesen. Dieser Schrei! Ohne Unterlaß hatte er sich in diesen Tagen damit beschäftigt. Begrüßelt, sein Hint darüber hatte er gequält, und es war

ganz umsonst. Er stand vor diesem Schrei wie vor einem unüberwindlichen Riefel.

So viel stand fest, daß derselbe nicht ihrem Schmerz um den Vater gegolten hatte. Noch einmal, zum hundertsten, zum tausendsten Male rief er sich alle Einzelheiten des Vorganges, wie sie eingedrungen in seinem Gedächtniß standen, zurück. Erst ihre wortlose Erstarrung bei dem Empfang der Todesnachricht. Dann die Hast, mit der sie an ihm vorüberstürzte, um den Todten zu sehen. Das Dienstmädchen, das ihr im Hause entgegengeeilte kam mit dem Ausruf: „Der Herr ist ermordet!“ Ihr Entsetzen, aber zugleich — an h derteit mit miß e r sprechen gaa auch ihre Fassung, mit der sie die näheren Umstände zu hören verlangte. Dann ihre Frage nach dem Mörder, und als ihr die Antwort wurde, man habe von ihm noch nicht die geringste Spur, ihr Blick, in dem plötzlich etwas aufzudämmern schien, etwas Furchterliches, und gleich darauf der Schrei, ihr Zusammenbrechen, dann erwachte sie, und noch einmal schien sie sich des Gedankens, der aus ihrem Blick, aus ihrem Schrei gesprochen hatte, zu entsinnen, aber nun war es, als schüttelte sie denselben von sich, wie etwas, das zu araufsig war, als daß es sich ausdenken ließ. Und dennoch und trotzdem! Dieser Gedanke wollte nicht weichen von ihr, immer von Neuem umklammerte er sie, quälte und folterte sie. Dafür hatte Hoffeld jetzt den Beweis — ihre Frage heute Abend, die Frage, um deren willen sie ihn auf dem Friedhofe gebeten hatte, ihr in ihr Haus zu folgen. Aber dann war sie, von einem inneren Kampfe erfasst, abermals verstummt. Sie wußte etwas, oder wenigstens glaubte sie, etwas zu wissen. Und wenn dies der Fall war, warum schweig sie? Galt es nicht den Mörder ihres Vaters? War es also nicht doppelt ihre Pflicht, zu reden? Welche Rücksichten konnten so stark sein, daß sie dadurch von dieser Pflicht zurückgehalten wurde, und wie vertrete sie sich das mit ihrem Gewissen? Sah er nicht, wie es sie folterte? Warum befreite sie sich also nicht von dieser Pein? Und ferner, wenn es — wie sie halb in ihren qualvollen Zweifeln ja selber anzunehmen schien — nur ein Verhören war, der sie beunruhigte, warum gewann sie es dann erst recht nicht über sich, durch ein Geständniß sich davon loszumachen? — Warum?

Hoffeld hatte sich auf eine Bank niedergelassen, die hier, wo die Gasse in eine kümmerliche zur Stadt schon gehörige Promenadeanlage einmündete, am Wege stand.

Er sann nach, zum hundertsten, zum tausendsten Male, nur daß durch den heutigen Abend, durch ihre abgebrochene Frage in ihm an ihrem Geheimniß kein Zweifel mehr bestand, daß dieser der Gewißheit gewichen war.

Wenn sie schwiege, so konnte der einzige Grund, der sie dazu veranlaßte, nur die Rücksicht auf eine andere, eine fremde Person sein. Eine Person, die sie schon wollte, die ihr also nahe stand, die ihr werth war oder doch zum mindesten werth gewesen war. Wer aber sollte diese Person sein? Sie stand mit Niemandem mehr im Verkehr; von den Personen, die zu ihr in's Haus kamen, kannte er jede Einzelne, und keine von diesen konnte in Betracht kommen. Allerdings, es blieb immerhin noch die Möglichkeit, daß sie mit Personen außerhalb des Hauses zusammenkam, sie fuhr viel, bei schönem Wetter fast täglich, einjam auf ihrem Rad in der Umgegend umher.

Hoffeld hielt plötzlich in seinem Gedankengang inne. Es tauchte jetzt etwas in seiner Erinnerung auf, eine Kleinigkeit, der er bisher nicht die geringste Bedeutung beigemessen hatte, und die unter anderen Umständen auch längst seinem Gedächtniß schon wieder entschwunden wäre. Nur weil es „sie“ betraf, so hatte es sich, wie auch das Geringste, wobei sie im Spiel war, in ihm festgesetzt. Es war an jenem Morbtage gewesen, am Vormittag.

Er befand sich in einem der Fabrikfäle und war zufällig einen Blick durch's Fenster. Da erblickte er sie! Sie kam aus der Stadt entgegenliegenden Richtung wieder auf ihrem Rade angehört, aber was ihm an ihr gleich auffiel, war, daß sie keine Kopfbedeckung hatte. Sie trug sonst stets ein rothes Mützenchen, an dem eine schwarze Troddel hing. Sie wird es verloren haben, hatte er sich gedacht. Jetzt, mit einem Male, dachte er anders darüber. Verloren — seine Kopfbedeckung verlor er nicht. Auch der Wind konnte sie ihr nicht entrisen haben, es war an dem heißen Tage ganz windstill gewesen. Wäre die Mütze ohne Kopf gefallen — sie hätte sie wieder aufgenommen. Nein, sie hatte die Mütze irgendwo im Stiche gelassen, als hätte sie es sehr eilig gehabt, oder als wäre etwas vorgegangen, was sie so erregt hatte, daß sie nicht eher an den Verlust gedacht oder ihn verspürt hatte, als bis es zu spät war. Damit stimmte auch das haltige Tempo, in dem sie, wie ihm nun gleichfalls befiel, angefahren kam. Wenn dieser Vorgang nun mit jener hypothetischen Person in irgend einem Zusammenhange stand?

Hoffeld fuhr aus seinem Brüten auf. Wie ein Blitzstrahl zuckte es durch das Dunkel um ihn her durch sein Gebirn. Er brauchte nur an das zu denken, was er selbst an jenem Morbtage erlebt und dessen er Zeuge gewe-

sen war. Nur an sein eigenes Geheimniß brauchte er zu denken — und einen Moment lang wandten sich seine Gedanken, während ein höhnisches Lächeln auf sein Gesicht trat, wieder diesem Heren Untersuchungsrichter zu. Nicht Alles, was er von den Vorgängen an jenem Morbtage wußte, hatte er diesem Herrn gestanden. Nur das hatte er ausgesagt, um was er ausdrücklich von ihm befragt worden war. Allerdings, es konnte der Moment eintreten, zum Beispiel, wenn es zur öffentlichen Verhandlung kam, daß der Zeugniseid ihm abgenommen wurde, und durch diesen Eid hatte er sich zu verpflichten, nichts zu verschweigen. Nun, für diesen Fall war er gewappnet. Ganz davon abgesehen aber ließen die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung erwarten, daß der Urheber der That niemals gefunden werden würde, so daß es nach menschlicher Voraussicht zu einer öffentlichen Verhandlung und seinem Zeugniseid überhaupt nicht kommen konnte.

Und so behielt er sein Geheimniß für sich, denn der Einzige, dem es noch bekannt war, weil es ihn ja selbst betraf, der schwieg! Das war gewiß! Wäre es einem Dritten, einem ganz Unbetheiligten noch bekannt gewesen, so hätte dieser vielleicht fragen können, welchen Zweck er — Hoffeld — mit diesem seinem Geheimniß hatte. Die Antwort darauf war ziemlich einfach. Warum ohne Noth ein Wissen preisgeben, das einem vielleicht irgendetwas noch gute Dienste leisten konnte? Und Hoffeld concentrierte jetzt seine Gedanken wieder auf den Punkt von vorhin. Die Ahnung, der Instinct, von dem er sich in seinem Schweigen hatte leiten lassen, hatte ihn nicht getäuscht. Die guten Dienste, die er sich davon versprochen — nunmehr, nachdem dieser Blitzstrahl für einen kurzen Moment das Dunkel um ihn her erhellt, nunmehr würden sie sich vielleicht bewähren.

Was das Geheimniß Renates betraf, so durfte er hoffen, demselben, in dieser Nacht auf den Grund gekommen zu sein — wenigstens zum Theil. Es handelte sich um Zusammenhänge mit seinem eigenen. In beiden Angelegenheiten war es dieselbe Person. Aber das Licht, das damit in das Dunkel fiel, ließ nur erkennen, wie dicht es noch war, ja, wie unüberwindlich.

Ein plötzlicher Windstoß kam vom Felde her und weckte ihn. Es war kalt geworden, der Morgen meldete sich an. Wohl stundenlang hatte er auf dieser Bank gesessen. Er stand auf und bog in die nächste Straße ein, die ziemlich direct nach seiner Wohnung führte.

Magnetisch hing an ihm seine Gedanken an eine Frage: Was hatte diese Person, dieser Mensch mit „ihm“ zu schaffen? Hatte er noch einen Einfluß auf „sie“? Liebt sie ihn vielleicht noch — trotz Allem, was geschah war? War er, Martin Hoffeld, etwa nicht der Einzige, der eine Waise trug? Zeigte auch „sie“ der Welt ein falsches Gesicht?

Und wenn! Der Schein einer Laterne fiel auf seine Stirn. In seine Stirn hatten sich finstere Runzeln gegraben. Nun machten sie einem blauen Lächeln Platz. Sein Entschluß war jedenfalls gefaßt. Er wollte Klarheit von ihr haben — Klarheit um jeden Preis.

In seinem Hause, vor dem er jetzt ankam, brannte hinter einem Fenster des ersten Stockwerks noch Licht. „Mein Sohn! Bist Du's?“ klang ihm auf der Treppe von oben eine zitternde geängstigte Stimme entgegen. Auf dem Flur stand eine alte Frau und hielt ihm den Leuchter entgegen. „Du sollst nicht auf mich warten,“ „ich will das nicht. Wie oft soll ich das noch sagen?“

Sie hörte seinen Vorwurf nicht. Nur das Glück, daß er wohlbehalten da war, stand in ihrem wachen Gesicht.

„Ich habe solche Angst gehabt. Ich dachte, es wäre Dir etwas Schlimmes passiert,“ und lachend, freudig, als wäre er noch der kleine Junge von einst, in Sorge und Liebe, so streckten sich die alten, bürren, müden Hände nach seinen Wangen empor.

„Laß das,“ sagte er rauh, sich ihnen entziehend. Dann wünschte er der Mutter, die Thür in seinem Zimmer hinter sich schließend, kurz gute Nacht.

Die alte Frau seufzte ein wenig. Noch lange blieb sie vor seinem Zimmer stehen — so lange, bis ihr seine ruhigen Athemzüge durch das Schlüsselloch sagten, daß sie keine Sorge mehr um ihn haben brauchte. Dann erst suchte sie, noch einen Segensspruch murrend, ihr Lager auf.

IV.
Die Untersuchung nahm ihren Fortgang. Von dem Fabrikpersonal war es jedem Einzelnen gelungen, sein Alibi nachzuweisen, denn um die kritische Zeit hatte man sich daheim beim Mittagessen befunden, was die Angehörigen bestätigen konnten.

Amüslicher Braunnisch mußte sich gestehen, daß er am Ende seiner Weisheit war. Nur eine einzige Person kam noch für ihn in Betracht, das war Hoffeld selbst.

Dieser Hoffeld gefiel ihm ganz und gar nicht. Warum die Annahme von der Hand weisen, daß er selbst an der That theilhaftig war? Eingestandenemachen war er in der Mittagspause mit dem Ermordeten zusammen gewesen. Der Ermordete hatte das größte Vertrauen zu ihm gehabt, eine Gelegenheit zur That hatte dieser Hoffeld besser und bequemer als jeder Andere. Auch ein Motiv, das ihn zu der That

bestimmen konnte, war vorhanden. Wenn auch das aus dem Gelfchrank verschwundene Geld nicht dabei in Betracht kommen konnte und dieser Umstand dann immer noch der Aufklärung bedurfte, so gab es doch noch andere Gründe, zum Beispiel den, daß Hoffeld, sobald sein Prinzipal aus dem Wege geschafft war, die Leitung der Fabrik, wie es ja in der That geschehen war, ganz in die Hände bekam. Amüslicher Braunnisch verschloß sich nicht der Einsicht, daß diese Annahme auf ziemlich schwachen Füßen stand. Aber wenn auch! Konnte man wissen, welche sonstigen, vorläufig noch verborgenen Umstände dabei mitsprachen? Leider fiel nur diese ganz persönliche Annahme des Amüslichen in dem Moment zusammen, als sich bei einer neuen Vernehmung Hoffeld's herausstellte, daß er um die betreffende Zeit, als der Mord geschah, sich noch im Bahnhofsgelände befunden hatte. Als Zeugen dafür traten der Bahnhofrestaureur und der Oberkellner auf. Beide sagten übereinstimmend, daß Hoffeld an jenem Tage wie immer erst um dreiviertel Zwei sich aus dem Speisesaal entfernte hatte, nachdem ihm der Oberkellner wie gewöhnlich noch den Kaffee gebracht hatte. Daß der Zeitpunkt beiden Zeugen so genau in Erinnerung geblieben war, lag daran, daß fünf Minuten nach Halb der Dresener Zug einlief, den Hoffeld immer abzuwarten pflegte. Hätte er ihn an jenem Tage nicht abgewartet und sich früher entfernt, so wäre das den Beiden als ein Widerspruch gegen seine bisherige Gepflogenheit ganz sicher nicht entgangen. Es blieb für jene Annahme allerdings noch immer die Möglichkeit übrig, daß die Fabrikuhr und die Bahnhofuhr nicht übereinstimmten und daß die erste der war es nicht, denn es ergab sich, daß die Fabrikuhr an jedem Monatsersten genau nach der Bahnhofuhr regulirt wurde, und daß die Zeitdifferenz während des ganzen Monats noch nicht eine Minute betrug. Beide Zeugen verstanden eigentlich nicht, was sie von diesen durch den Untersuchungsrichter an sie gestellten Fragen zu halten hatten, denn, daß jemand auf einen Mann wie Hoffeld auch nur einen Schatten von Verdacht werfen konnte, das hätten sie für gänzlich ausgeschlossen gehalten. Nur Hoffeld begriff, was sich der gute Amüslicher bei diesen Fragen denken mochte; und wenn er mit sich allein war, so lächelte er dazu kalt.

(Fortsetzung folgt.)

Alpines Museum in Bern.

Von J. Gemperle.

St. Gallen, 30. Juni 1902.

Die Section Bern des Schweizer Alpenklub beschloß kürzlich die Gründung eines Schweizerischen alpinen Museums in Bern. Das große Interesse, welches den Stubistiden-Schaustellungen anlässlich der Schweizerischen Landesausstellungen in Zürich und Genf und der internationalen geographischen Ausstellung in Bern im Jahre 1891 von vielen Seiten her entgegengebracht wurde, hat die langjährige Idee der Section Bern endlich zur That reifen lassen. In diesem Museum soll alles, was sich auf die Alpenwelt und ihre Erschließung bezieht, in anschaulicher Weise und nach einheitlichen wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet, also der Alpinismus zu einer möglichst gründlichen und allseitigen Darstellung gebracht werden.

Das Bedürfniß der Errichtung eines alpinen Museums ist um so größer, als zur Zeit nirgends in der Schweiz und auch im Auslande eine alles umfassende, übersichtliche und Jedermann leicht zugängliche Sammlung alpinen Gegenstände besteht. In einer solchen Centralanstalt wird den Freunden unseres vielbesuchten Alpenlandes, einheimischen und fremden, fortwährend ein belebendes und anschauliches Bild der Schweiz und ihrer Naturschätze und charakteristischen Eigentümlichkeiten vor Augen geführt werden. Damit soll in Verbindung gebracht werden die Darstellung der Thätigkeit der Gelehrten und Künstler, der wissenschaftlichen Vereine, namentlich des Schweizer Alpenklub, sowie aller Derjenigen, die sich um die Erschließung der Alpenwelt Verdienste erworben haben.

Im vorläufigen Ausstellungsprogramm sind hauptsächlich folgende Abtheilungen vorgesehen: Fauna und Flora der Alpenwelt mit besonderer Berücksichtigung der Standortformen; charakteristische Mineralien und Gesteinsarten der Schweizeralpen; Demonstrationsstücke geologischer Vorgänge; Gletscherstudien und Vermessungen; Volks- und Alpinistik; Nachrichten; alpine Kartographie; Ansichten, Panoramen, Reliefs etc.; Bildnisse von Forschern und anderen bedeutenden Alpinisten; Alpküchen-mobele; historische Darstellung des Alpinismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart; alpine Ausrüstung und Litteratur.

Die Regierung des Kantons Waadt unterbreitet dem Großen Rathe drei Beschlussesanträge betreffend die staatliche Subvention von drei neuen Eisenbahnlinien im Kanton: 1. Montreux-Bodan; 2. Leven-Chambly als Verbindungslinie mit Montreux-Bodan; und 3. Nyon-Jura, deren Trasse noch nicht festgestellt ist. Alle diese Linien sollen in hohem Maße dem Fremdenverkehr dienen. Für die Linie Nyon-Jura ist Elektricität als bewe-

gunde Kraft vorgesehen. Sie soll geliefert werden von dem Jochen in der Entschlug begriffenen Elektricitäts-werk in Vallorbe. Dieses hätte zu gleich die von der Bahn abzweigenden Strecken mit Kraft und Licht zu versorgen, so daß diese Dörfer auf einen Schlag vom Zeitalter der Post-lampe, der Petroleumlampe und des Dampfmotors zu dem der Eisenbahn, des elektrischen Lichtes und der elektrischen Energie übergehen würden. Die Staatssubventionen für die genannten drei Linien sollen 1,726,000 Franken betragen. Es besteht kein Zweifel, daß der große Rath die Vorschläge der Regierung gutheißt, jene Beiträge also beschließen wird.

Jubiläum der Benediktiner.

Die Kongregation der Schweizerischen Benediktinerklöster ist im Falle, nächstes Jahr das Jubiläum ihres 300jährigen Bestandes begehen zu können. Dieser Gesellschaft gehörten im 18. Jahrhundert die Klöster und Abteien St. Gallen, Einsiedeln, Disentis, Muri, Fischingen, Engelberg, Pfäfers, Mariastein und Rheinau an, vorübergehend auch Murbach im Elsaß und Rempten im bayerischen Allgäu. Die Stifte unterstützten sich gegenseitig durch Anwendung von organisatorisch und religiös-wissenschaftlich tüchtigen Ordensmitgliedern. Im Jahre 1702 fand in St. Gallen die erste kirchliche Centennarfeier der Schweizerischen Benediktinerkongregation statt, an welcher die sämtlichen neun Abte und Tausende von Gläubigen theilnahmen. Im Jahre 1803 wurde mit Rücksicht auf die durch die Revolutionsereignisse eingetretene mifflige Lage mehrerer Klöster von der Feier des zweiten Centennariums Abstand genommen.

Die nächste Feier soll ihre Vorbereitung und Begründung in einer erschlöpfenden geschichtlichen Darstellung der Geschichte der Kongregation erhalten. Von den oben genannten Abteien bestehen heute in der Schweiz nur noch drei: Einsiedeln (Schwyz), Engelberg (Unterwalden) und Disentis (Graubünden). Die übrigen Benediktinerklöster wurden in politisch und konfessionell bewegten Zeiten des vorigen Jahrhunderts staatlich aufgehoben und deren zweifeln beträchtlichen Vermögen von den betreffenden Kantonen zu kirchlichen, Schul- und Armenzwecken verwendet. Das seiner Zeit berühmte gemese Kloster Muri im Aargau wird seit seiner Aufhebung in Gries (Tirol) fortgesetzt, ebenso Mariastein (Solothurn) im benachbarten französischen Staätchen Delle. Einigen Trost für die erlittenen schweren Verluste findet die Kongregation in dem wohlbesiedelten Zustand der in der Schweiz noch bestehenden drei Benediktiner-Abteien, für die gegenwärtig und voraussichtlich noch auf lange hinaus keine Gefahr vorhanden ist, aufgehoben zu werden, und ferner in ihren mehreren, sich kräftig entfaltenden kirchlichen Niederlassungen oder Filialen in verschiedenen Staaten der nordamerikanischen Union.

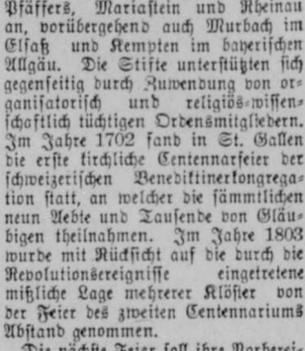
Historische Spuren.

Ueber die älteste Spur einer menschlichen Niederlassung in den Urantonten berichtet der Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde: Einige Minuten südlich von Grifflid (Uri) steht auf einer lichten Anhöhe die schöne und große Landestapelle in der Jagdmatt, wo jedes Jahr am Martinstage die Leute aus der Umgebung projektionsweise zu dem schmutzen Tempel wallen, um da eine Predigt anzuhören. Als ich schon vor langen Jahren diese Kapelle besuchte, zeigte mir der Küster in der Sakristei ein Rißden, das einige halbermoderne Knochen enthielt, die einige Zeit vor meiner Ankunft bei einer Bauberänderung unter der Kapelle gefunden wurden, ferner ein bronzenes Messer, das neben dem Gerippe lag. Der Küster urtheilte ganz richtig, daß dieses Grab einem der Urbewohner dieses Landes angehört habe.

Das Messer stammt aus der Bronzezeit und es wird in verschiedenen Ländern nicht selten in ganz ähnlicher Form gefunden. Das Vorkommen eines Bronzegraves im Thale der oberen Reuf ist für die Geschichte der schweizerischen Urantone von nicht geringer Bedeutung, indem es zugleich mit den an Nordrande des Jauerfess entdeckten Pfahlbauten den Beweis liefert, daß die Thäler der inneren Schweiz schon in sehr früher Zeit eine sehr hohe Bevölkerung hatten. Hr. Dr. Franz Müller in Altdorf, dem damals die Aufdeckung des Grabes mitgetheilt wurde, berichtet nun, daß die Knochen sammt dem Bronzemesser auch jetzt noch in der Kapelle zu Grifflid aufbewahrt werden.

„Nicht wahr, Tante, wenn ich einmal so einen großen Bart hab', wie Du, dann bin ich ein Mann?“

D, diese Kinder!



„Nicht wahr, Tante, wenn ich einmal so einen großen Bart hab', wie Du, dann bin ich ein Mann?“